

# Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**

Nº 14. 1895.

## Die Herrin von Dombrowa.

Roman von Johannes Emmer.

1.

(Nachdruck verboten.)

„Mein Herr!

Wir beehren uns, Sie zu benachrichtigen, daß uns angezeigt wurde, es werde keinerlei Zahlung mehr auf Ihr Konto geleistet werden, und es verbleibt daher nur jener Betrag Ihnen zur Verfügung, den wir zur Zeit für Ihre Rechnung verwalten. Wir gestatten uns beizufügen, daß das Guthaben Ihres Kontos heute 5341 Franken 80 Centimes beträgt.

Genehmigen Sie die Versicherung unserer Ergebenheit.

Für das Comptoir d'Escompte

Der Direktor —

Paris, den 17. Mai 1878.“

Der Name dieses Direktors war aber in dem Schreiben, welches der Leser des Briefes, Edmund v. Bertrand, in der Hand hielt, so undeutlich geschrieben, daß er ärgerlich ausrief: „Daß diese Geschäftsleute doch niemals ihre Namen lesbar hinschreiben! Es ist rücksichtslos, eigentlich geradezu beleidigend! Wie der Mann nur heißen mag?“

Er vertiefte sich aufs Neue in die Betrachtung der Unterschrift, welche in der That einer ägyptischen Hieroglyphe nicht unähnlich sah.

„Unmöglich zu entziffern,“ sagte er endlich und warf mit einer verächtlichen Geberde das Schriftstück auf den Schreibtisch, dessen tadellose und mit einem gewissen künstlerischen Geschmack berechnete Ordnung ihn eher wie ein Schaustück im Laden des Möbelhändlers, als wie zum Gebrauch bestimmt erscheinen ließ. Ein feiner Beobachter konnte daraus schließen, daß Herr v. Bertrand eine beinahe peinliche Ordnungsliebe hege, ferner, daß er nicht allzu viel mit Schreiben sich befasse, und endlich, daß er gewohnt sein müsse, Alles mit Bedacht und Ruhe zu thun.

Mit Bedacht und Ruhe brannte er sich auch jetzt eine Cigarette an, trat vor den Spiegel, um seine Kravatte zu befehen — er fand sie ebenfalls in tadelloser Ordnung — und kehrte dann wieder zum Schreibtische zurück, um den Brief nochmals in die Hand zu nehmen. Es war Niemand da, um seine Seelenruhe zu bewundern, sonst hätte man vielleicht meinen können, er wolle Zusehern das Schauspiel eines Mannes von starkem Geiste geben, der keine Miene verzieht, wenn man ihm das Todesurtheil verkündigt.

Denn fast ebenso schlimm als ein solches war im Grunde dieses geschäftsmäßig kalte Schreiben eines gefühllosen Bankhauses, das mit dürren Worten nichts Anderes erklärte, als Herr v. Bertrand sei, wenn er jene 5341 Franken und 80 Centimes verbraucht haben würde, aus jener guten Gesellschaft gestoßen, welche mühelos das Leben genießen darf.

Bertrand las also den Brief nochmals durch, schüttelte, bei der Unterschrift wieder angelangt, nur den Kopf, ohne

sich weiter über die ungebührliche Unleserlichkeit zu ärgern, und zog dann aus einer Lade des Schreibtisches ein schmales Büchlein hervor, in welchem alle Ein- und Auszahlungen der Bank notirt waren. „Es stimmt,“ sprach er halblaut vor



Gletscherspalte und Schneebrücke. (S. 107)



sich hin; „ich will jetzt nur nachsehen, wie viel die falligen Rechnungen betragen.“

Er rückte sich den Stuhl noch bequemer zu recht, hob ein kunstvoll eisilirtes Abbild von Michel Angelo's florentinischem Eber auf, und nahm darunter eine kleine Sammlung von Schriftstücken hervor, welche bei dem Leser, für den sie bestimmt sind, in der Regel wenig angenehme Empfindungen erwecken. Auf dem weiß gebliebenen Blatte der Aufschrift eines artigen Gläubigers begann er dann die einzelnen Summen zu addiren: „Hotelmiethe bis Ende dieses Monats 2500 Franken: ist richtig. Für den Wagen 1500 Franken: gut. Dem Kutscher 50 Franken: darf ich nicht vergessen, der Mann rechnet bestimmt auf sein Trinkgeld. — Wie, 150 Franken für Blumen? Jetzt, wo die Rosen im Freien blühen? — Ah, die Rechnung des Schneiders: 684 Franken: passirt, war zufrieden mit ihm. 137 Franken 30 Centimes für kleine Auslagen rechnet mir George aus! Diese Leute sind doch immer unverschämte; was will man aber machen? Sie wollen eben für ihr Alter etwas zurücklegen. So! — Ei, das Gehalt George's muß ich noch einsetzen — 100 Franken — und dann hat er wohl Anspruch auf Entschädigung, wenn er plötzlich seine Stellung verliert, ich denke, 200 Franken muß ich wohl geben, um kein schlechtes Andenken zu hinterlassen. Jetzt rechnen wir zusammen: macht genau 5321 Franken 30 Centimes.“

Bertrand stand auf, that einen kräftigen Zug an der Cigarette und sah gedankenvoll der bläulichen Wolke nach, die auf und ab schwebte und schwankte, ehe sie zerfloß. Sah er darin ein Bild seiner eigenen Zukunft? Mußte nicht auch sein Leben in das haltlose Nichts zerfließen?

„Also zwanzig Franken fünfzig Centimes! Das ist Alles. Es ist wirklich ein Glück, daß es nicht um ebensoviele zu wenig ist.“

Bertrand war ein Ehrenmann, wie man daraus ersieht; er fühlte sich glücklich darüber, daß er zwar nichts, aber auch keine Schulden besaß. Zum dritten Male griff er nach dem Briefe der Bank.

„Daß uns angezeigt wurde! Von wem? — Selbst! Ich habe wahrhaftig noch nie darüber nachgedacht, woher meine Einkünfte bisher kamen. Es wäre interessant, zu wissen, wer das Recht hatte, anzuzeigen, daß ich nichts mehr zu beziehen habe.“

Er drückte auf den Knopf der Klingel und nahm indeffen Hut und Handschuhe, die auf dem Tischchen vor dem Spiegel lagen. In der Dämmerung des Hintergrundes zeigte sich schattenhaft die Gestalt eines Mannes in Frack und weißer Krawatte, untadelhaft wie der Herr.

„Der Wagen ist doch bereit, George?“

„Ja wohl, mein Herr!“

„Gut, in einer Stunde komme ich zurück.“

„Befehlen Sie das Frühstück?“

„Ja — doch nein,“ es fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß er nur noch über 20 Franken 50 Centimes verfüge. Nur ein Schlemmer opfert sein letztes Geld dem Wagen: Herr v. Bertrand aber wollte nicht, daß es von ihm heiße, man habe in seiner Tasche nicht einen Sou gefunden. „Ich werde unterwegs frühstücken,“ entschied er daher.

George, der Kammerdiener, hob die Portiere auf und trat mit einer Verbeugung zur Seite. Sein Gebieter nickte ihm zu, heiter und sorglos, wie er es alle Tage gewesen war, wenn er das Haus verließ, um jene Zerstreungen aufzusuchen, welche ein junges, genußfreudiges Gemüth als die Blüthen des Lebens zu betrachten geneigt ist.

2.

„Sie wünschten mich in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen, mein Herr?“ Der Direktor des Comptoir d'Escompte, der seinen

Namen so unleserlich zu schreiben liebte, richtete diese Frage in einem Tone an Herrn v. Bertrand, der bei aller Höflichkeit etwas Ungebuld und Mißvergnügen verrieth. Indem er mit der einen Hand auf einen Stuhl wies, der neben dem mächtigen Schreibtische stand, blätterte er mit der anderen in Papieren, die vielleicht Dinge betrafen, von denen das Schicksal Tausender abhing. Was mochte diesem Manne das Geschick dieses Einzelnen sein; dieses Einzelnen, dessen Konto nur 5341 Franken und 80 Centimes auswies.

Sein Besucher verspürte etwas von dem Hauche jenes gewaltigen, weltbeherrschenden Geistes, zu dessen Tempeln der Palast des Comptoir d'Escompte gehörte. Er verlor zwar nicht seine Zuversicht, aber er fühlte, daß Bescheidenheit hier am Plage sei.

„Ich empfang heute diesen Brief; man sagte mir, die Unterschrift sei die Ihre, mein Herr!“

Der Direktor hatte das Schreiben ihm rasch aus der Hand genommen und nur einen Blick darauf geworfen.

„Wenn etwas nicht in Ordnung sein sollte, so bitte ich, sich an den Vorstand der Abtheilung für die Kontokorrente zu wenden.“

„Es ist Alles in Ordnung,“ beeilte sich Bertrand zu versichern.

Der Direktor machte eine Bewegung der Ungebuld und ein flüchtiges Zucken im Gesichte sagte deutlicher, als Worte es vermocht hätten: „Wozu stören Sie mich dann?“

„Ich wollte mir nur eine Anfrage gestatten,“ fuhr daher Bertrand hastiger fort, „ich weiß nämlich nicht, wer bisher die Einzahlungen auf mein Konto leistete; ich habe mich,“ setzte er in einer Anwandlung schwermüthigen Humors hinzu, „stets nur um die Auszahlungen bekümmert.“

Der Direktor fand es nicht der Mühe werth, über diesen Scherz auch nur aus Höflichkeit zu lächeln. Er besah nur nochmals den Namen in dem Briefe, den er noch in der Hand hielt.

„Herr v. Bertrand! Ich glaube mich zu erinnern, daß wegen Ihres Konto's eine vertrauliche Korrespondenz geführt wurde,“ sagte er dann, während er mit der einen Hand nach dem Geschäftsbuche griff, das seitwärts auf einem Gestell stand.

Der Besucher schwieg gespannt, er wollte durch keine unzeitige Frage den Direktor auch nur eine Sekunde aufhalten, die erste Fährte eines Geheimnisses zu finden.

„Die Einzahlungen erfolgten durch das Bankhaus Erlanger in Frankfurt am Main,“ beschied endlich der Direktor.

„Ist dies Alles, was Sie mir mittheilen können?“

„Alles! Mehr ist uns nicht bekannt.“ Der Direktor erhob sich, ein leicht verständlicher Wink für einen wohlgezogenen Mann.

„Auf weissen Ordre leistete aber das Frankfurter Haus die Zahlungen?“ wagte trotzdem Bertrand zu fragen.

„Ich bitte Sie, diese Frage an das Haus Erlanger selbst zu richten, wir hatten keine Veranlassung, darnach zu fragen.“

Bertrand wurde ein wenig roth, er fühlte, daß seine Frage thöricht gewesen sei. Gleichzeitig aber setzte sich hartnäckig der Verdacht in seinem Geiste fest, der Direktor wisse mehr, als er verrathen wolle. Noch einen Sturm auf das Herz des gefühllosen Geschäftsmenschen wollte er versuchen.

„Ich habe ein großes Interesse, die Wahrheit in dieser Angelegenheit zu erfahren. Es handelt sich um wichtige —“ er stockte ein wenig, bis er das passende Wort fand — „Familienangelegenheiten.“

Der Direktor zuckte mit den Schultern. „Ich bedaure lebhaft, Ihnen keine weiteren Aufklärungen geben zu können. In Frankfurt wird

man vielleicht darüber besser unterrichtet sein.“ Eine höfliche Verbeugung des Direktors schloß endgiltig die Unterredung ab.

Als Bertrand durch die weitläufigen Gänge des Bankpalastes dem Ausgange zuschritt, fühlte er sich sehr gedemüthigt. Nicht durch die Erfolglosigkeit seiner Unterredung, sondern durch den Gedanken, daß er heute zum ersten Male in seinem Leben überhaupt sich mit der Frage seiner Herkunft, seiner Familie beschäftigt habe, jetzt, da er vor einer ungewissen Zukunft oder vielmehr vor dem gewissen Ende einer Vergangenheit stand.

Er fand es selbst ganz merkwürdig, ja geradezu unglaublich, daß er sechsundzwanzig Jahre alt werden konnte, ohne jemals sich die so natürliche Frage zu stellen: wem dankt Du Dein Dasein auf dieser reizenden Erde, welche Dir nur ihre Schönheiten zeigte und die tiefen Schatten Dich kaum ahnen ließ?

Bertrand wußte keine Entschuldigung dafür, und doch hätte er deren genug anführen können. Soweit seine Erinnerung zurückreichte, fand er keinen Anhaltspunkt dafür, daß er je eine „Familie“ besessen habe. Er wußte nur, daß er sich stets in Kreise von Altersgenossen bewegt habe, als Knabe unter vielen Knaben, die Alle, das verstand er jetzt wohl, vornehmer und reicher Abstammung gewesen sein mußten; als Jüngling unter Jünglingen, welche sich als Gentleman betrug und die Gewohnheiten der Sportleute und Salonlöwen nachahmten, wenn nicht ab und zu der natürliche Jugendübermuth durchbrach und sie tolle Streiche begingen. Eines fiel ihm in diesem Augenblicke auf, daß diese Altersgenossen ihn nie um seine Familie befragt hatten, während sie von den ihren, dessen erinnerte er sich, doch oft genug sprachen. Er glaubte aber sich entsinnen zu können, daß einmal der Vorsteher einer Anstalt, in der er als Knabe sich befunden hatte, den Mitzöglingen ihn als Waise vorgestellt habe, und daß ein gutherziger Genosse ihn lebhaft bedauert hätte, weil er keine Mutter besaß.

Alles das wirbelte ihm durch den Kopf, als er hinab zu seinem Wagen gelangte. Eben setzte er den Fuß auf das Trittbrett und wollte dem Kutscher zurufen: „Nach Hause!“, als er betroffen innehielt. Beinahe hätte er sich mit der flachen Hand gegen die Stirn geschlagen; wie konnte er aber auch so vergeßlich sein!

„Nach der Rue du Bac, Nummer 30,“ befahl er dem Kutscher und lehnte sich dann behaglich in die Ecke, als wäre er aller Sorgen los. Es war ihm ja noch rechtzeitig eingefallen, wo er die Antwort auf seine Fragen finden könne.

Mit einem kräftigen Rucke brachte der Kutscher das Gespann zum Stehen. Vor einem ziemlich schmucklosen hohen Hause, dessen Aeußeres schon verrieth, daß es stille, ruhige Einwohner beherberge, sprang Bertrand aus dem Wagen. Leichten Schrittes stieg er drei Treppen empor und zog die Klingel neben einer Thür, auf welcher ein kleines Messingchild den Namen „Dr. C. Ausin“ trug.

Ein grauköpfiger Diener öffnete, der nichts von der Geschmeidigkeit und unverschämten Höflichkeit vornehmer Lakaien an sich hatte, sondern dessen geschäftsmäßige Gelassenheit den alten Kanzleidiener verrieth.

„Ist der Herr Notar zu Hause?“

„Sie können eintreten; er ist drinnen,“ lautete die Antwort. Dann fügte der Graukopf noch hinzu: „Sie müssen jedoch etwas Rücksicht mit dem alten Herrn haben, er sieht und hört jeden Tag schlechter.“ Dabei öffnete er die Thür zu einem sehr einfach ausgestatteten Gemach.

An einem der weit geöffneten Fenster saß ein alter Mann in einem hochlehnigen Armstuhle, die Füße mit Decken verhüllt, die Hände gefaltet, als ob er schlief.



Der Diener trat hinzu und sagte ziemlich laut: „Ein Herr ist da, der Sie sprechen will.“

Der Greis wandte den Kopf dem Besucher zu und nickte, dann machte er eine Bewegung mit der Hand, um diesen einzuladen, den Stuhl zu nehmen, welchen der Diener herbeirückte.

„Sie erkennen mich wohl nicht mehr?“ begann der Besucher, „ich bin Edmund v. Bertrand.“

„Bertrand? Ah, Sie gedenken meiner! Wie soll ich Ihnen danken für Ihre Freundlichkeit, einen alten Menschen zu besuchen, der eigentlich schon halb gestorben ist.“

„Sie beschämen mich; ich habe mich lange genug nicht nach Ihrem Befinden erkundigt. Die leichtsinnige Jugend ist eben undankbar,“ erwiderte Bertrand, der wirklich Reue empfand, daß er den Notar so sehr vernachlässigt habe; in der That mußten es vier oder fünf Jahre sein, seit er ihn zum letzten Male gesehen hatte.

„Machen Sie sich keine Vorwürfe,“ sagte der alte Herr, reichte dem jungen Manne die Hand und drückte sie, „was hätten Sie auch hier suchen sollen bei einem Einsiedler, der von der Welt buchstäblich nichts mehr sieht und hört? Die Sinne werden schwach, die Gegenwart ist für mich todt, wie ich für sie; ich lebe nur noch von den Erinnerungen an die Vergangenheit, und träume so langsam in eine unbekannte Zukunft hinüber. Ihr jungen Leute lebt mit und von dem Tage; das Gewesene ist vergessen und das Kommende macht euch keine Sorge.“

„Nicht immer! Ich muß gestehen, daß ich eben deshalb zu Ihnen komme, weil der Zukunft wegen ich die Vergangenheit befragen muß. Darf ich einige Fragen an Sie richten?“

„Gewiß; nur ist mein Gedächtniß auch schon ein wenig unsicher geworden; an gewisse Einzelheiten —“

„Es handelt sich um Dinge, die Sie unmöglich vergessen haben können,“ unterbrach ihn Bertrand. „Sie werden sich doch wohl entsinnen können, wann Sie mich zum ersten Male gesehen haben, und wer Sie mit der Aufsicht über mich betraut hat.“

Der Greis seufzte: „Es ist schon lange her, und Einzelheiten —“

„Nicht um Einzelheiten handelt es sich,“ warf, ungeduldig geworden, der Besucher ein; „ich will nur die Hauptsachen wissen. Wie begannen die Beziehungen zwischen uns beiden?“

„Ach, das ist sehr einfach! Ich wurde beauftragt, für Ihre Erziehung zu sorgen, und die für Sie bestimmte Jahresrente zu verwalten. Damals war ich, es ist ja jetzt gewiß nicht unbescheiden, wenn ich es sage, ein Notar, der einigen Ruf genoß und dem man Vertrauen schenkte, weil er sich bemühte, dasselbe zu verdienen. Jawohl, gar viele heikle Angelegenheiten hatte ich zu ordnen und zu schlichten, und wenn ich hätte reden wollen, wahrhaftig, ich hätte vielleicht mehr Geheimnisse als Jesaja's hinkender Teufel Asmodi zu verrathen gehabt.“

Bertrand hatte der natürlichen Geschwätzigkeit des Alters freien Lauf gelassen, da er berechnete, je mehr der alte Notar sich in die Erinnerungen vertiefte, desto mehr könne auch er dabei erfahren.

„Wer hatte Sie beauftragt, mich in Obhut zu nehmen?“ fragte er nun, als Doktor Aulin eine Pause machte.

„Wer? Ja, im Grunde habe ich den eigentlichen Auftraggeber nie erfahren. Ich erhielt damals von einer Bank — wie hieß sie nur —“

„Comptoir d'Escompte!“ warf Bertrand ein.

„Richtig, ja; ich stand mit ihr in geschäftlicher Verbindung. Das Comptoir d'Escompte fragte also an, ob ich bereit sei, gewissermaßen die Vormundschaft über ein Kind zu übernehmen. Ich hätte dafür zu sorgen, daß es in entsprechenden Anstalten ausgebildet würde, im Uebrigen hätte ich freie Hand, da meine Ehren-

haftigkeit genügende Bürgschaft für die gewissenhafte Verwaltung der Summen biete, welche für dieses Kind ausgesetzt seien. Ich übernahm die Angelegenheit und — jede Faser Bertrand's war zu einem Gehörnerv geworden — „dann brachte man Sie.“

„Man? Man? Wer war dieses ‚Man‘?“

„Ein Beamter der Bank, seinen Namen habe ich vergessen, wenn er mir überhaupt genannt wurde. Ich entsinne mich nur, daß er mir erzählte, ein Mann, der wie ein Lakai ausgehoben, hätte Sie mit einem Schreiben in der Bank abgeliefert, gerade so wie einen Waarenballen mit Frachtbrief.“

Der junge Mann senkte enttäuscht den Kopf. Er sah, daß von Jenen, die ihn in die Hände des Notars gebracht hatten, genügende Vorsichtsmaßregeln getroffen worden waren, um ihre Spuren zu verbergen.

„Ich erhielt eine Art Erziehungsplan,“ fuhr Doktor Aulin fort, „an den ich mich halten sollte. Sie sollten eine ausgezeichnete Erziehung genießen, die Wahl der Anstalten war mir freigestellt; nur mußten es solche vom besten Rufe sein. Sie waren damals etwas über zwei Jahre alt, bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahre sollten Sie in Frankreich erzogen, dann nach England in ein Kolleg gesendet werden; schließlich war ich beauftragt, Sie mit einem zuverlässigen Begleiter, womöglich in Gesellschaft eines Gelehrten, auf Reisen zu schicken. Darnach habe ich auch gehandelt, ich brachte Sie —“

Herr v. Bertrand hielt es für überflüssig, sich aufzählen zu lassen, in welchen Anstalten er seine Jugend zugebracht hatte. Sie standen bei ihm in mehr oder minder gutem Andenken; die angenehmsten Erinnerungen knüpften sich an das Colleg in Cambridge, wo er mit den Söhnen von Englands Hochadel in allen Leibesübungen gewetteifert hatte, und ebenso gedachte er stets mit Vergnügen der zwei Jahre, die er in Gesellschaft des berühmten Gelehrten Emile Baudin, der Natur- und Geschichtsforscher, Dichter und Maler in einer Person war, auf Reisen verbracht hatte. Er hatte Spanien gesehen und Italien, er war auf Griechenlands klassischen Stätten, durch die Bazaré orientalischer Städte, durch die Hochgebirgswelt des Kaukasus und in den Palmenwäldern des Nilandes gewandelt, er hatte die Mannigfaltigkeit des Schönen in Natur und Kunst nicht nur gesehen, sondern auch erschauen und erfassen gelernt, und in seinem Gedächtnisse haftete eine Menge von Wissen über Dinge aller Art, wie es sein lebhafter Geist im Umgange mit seinem Gefährten festgehalten hatte. Er war sich dessen nicht einmal bewußt, wie viel er eigentlich wisse, er fand den Besitz seiner Kenntnisse so selbstverständlich, daß er nicht begriff, weshalb seine jetzigen Genossen ab und zu staunten, wenn er bei irgend einer Gelegenheit in Fragen Bescheid wußte, die man als ausschließliches Eigenthum von Gelehrten betrachtete. Daraus floß seine Bescheidenheit, er prahlte nicht mit Eigenschaften, deren Werth er nicht kannte, und wenn Jemand beispielsweise seine Sprachkenntnisse bewunderte, so fand er nichts Außerordentliches an denselben, da er ja von Jugend auf gezwungen worden war, sich solche anzueignen.

Er unterbrach den alten Herrn mit den Worten: „Wer aber hat alle diese Bestimmungen getroffen? Sie zeugen doch von dem Bestreben, mir eine außergewöhnliche Bildung zu geben, wie sie nur Solchen zu Theil wird, die eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einnehmen.“

„Gewiß! Und Ihre Jahresrente gestattet Ihnen auch, dies zu thun, abgesehen davon, daß ich aus Ihrer Jugendzeit Ihnen noch Ersparnisse anlegen konnte. Es war, als ich Sie großjährig erklären ließ, ein stattliches Kapitälen!“

„Meine Rente —“ Bertrand vollendete jedoch den Satz nicht, denn es hätte etwas Beschämendes für ihn gehabt, einzugestehen, daß die Rente eingestellt worden sei, und eben dies ihn veranlaßte, den Hüter seiner Jugend aufzusuchen. Er hätte sich nicht geschämt, zu bekennen, daß er binnen sechs Jahren das „stattliche Kapitälen“ trotz der Jahresrente verbraucht habe, oder im Grunde großmüthig von Anderen habe verbrauchen lassen, da er ein Freund „mit offener Hand“ war. Für seine eigenen Handlungen stand er ein, aber er schämte sich, preiszugeben, was zum Theile das Geheimniß Anderer war.

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, so daß er beinahe emporgeschneilt wäre wie eine Feder, die von dem belastenden Gewichte befreit wird.

„Ich habe ja stets in wohlgeordneten, civilisirten Staaten gelebt, nicht wahr?“

Doktor Aulin nickte verwundert, er wußte nicht, worauf diese unerwartete Frage abzielt.

„Und in allen diesen Staaten gibt es Behörden, welche von jedem Menschen genau wissen wollen, woher und wohin, warum und wovon er lebt?“

Der Notar wartete ergeben auf den Schluß aus diesen Voraussetzungen.

„Jedermann muß demnach sich ausweisen können,“ fuhr Bertrand fort, der sich bemühte, streng logisch seinen neuen Angriff zu entwickeln, „und dazu bedarf man allerlei Papiere, wie Sie ja am besten wissen.“

Doktor Aulin neigte zustimmend den Kopf.

„Nun bin ich allerdings im Besitze eines Passes, ausgestellt von der Präfektur des Seine-Departements, in welchem Name, Geburtsjahr und Tag, und Ort und Anderes vermerkt sind. Dieser Paß ist ausgestellt auf Grund eines Scheines des X. Arrondissements, den ich gleichfalls aufbewahrt habe. Woher aber wußte die Mairie, daß ich am 18. Oktober 1851 in Cannes geboren wurde, daß ich den Namen Edmund v. Bertrand rechtmäßig trage, wie sie mir amtlich bestätigt, kurz, daß ich wirklich bin, was ich vorstelle? Da dieser Schein aus dem Jahre 1855 stammt, aus einer Zeit also, in der man mich selbst wohl nicht um Auskünfte gefragt haben dürfte, so muß ich annehmen, daß Sie die Ausfertigung veranlaßt haben.“

„Richtig! Ja, ja!“ bestätigte der alte Herr.

„Der Maire mußte aber doch, ehe er den Schein ausstellte, Beweise dafür haben, daß die Angaben, die er amtlich ausfertigte, unzweifelhaft richtig seien, das heißt, Sie mußten im Besitze von Papieren sein, die meine Herkunft darthun?“

(Fortsetzung folgt.)

## Interessante Gletscherbildungen.

(Mit Bild auf Seite 105.)

Zu den großartigsten und interessantesten Erscheinungen des Hochgebirges gehören die Gletscher, diese aus den ungeheuren Firnmulden zu Tage fließenden Eisströme, die durch ihr Schmelzwasser unsere Flüsse während der trockenen Jahreszeit speisen. Die größten sind bis 24 Kilometer lang, 1 bis 2 Kilometer breit und 200 bis 400 Meter tief. Der Gletscherfuß ist meist schmutzig und mit Sand und zerriebenem Bergschutt überstreut, aber je höher man emporsteigt, desto reiner tritt der Eiskörper hervor. Dort zeigen sich auch oft gewaltige Zerklüftungen des Gletschers, die berüchtigten Gletscherpalten, deren eine unser Bild auf S. 105 darstellt. Manche Gletscher sind von diesen tiefen, abgrundartigen Spalten so durchseht, daß ihr Ueberschreiten fast zur Unmöglichkeit wird. Es gelingt dies nur mit Hilfe der Schneebrücken, welche die Ränder der Spalten häufig miteinander verbinden. Vor Sonnenaufgang, so lange sie festgefroren sind, kann man sie am Seile ohne besondere Fährlichkeiten überschreiten. Hat aber die Sonne den Schnee erst erweicht, so wird ein Uebergang unmöglich, oder man kann ihn nur auf die Gefahr hin wagen, durchzubrechen.



## Der neue Tenor.

(Mit Abbildung.)

Daß die „Tenorfrage“ nicht bloß bei den großen Bühnen eine Rolle spielt, sondern auch den Mitgliedern ländlicher Männerquartette den Kopf warm machen kann, zeigt uns A. Zimmermann's charakteristisches Genrebild, von dem wir untenstehend eine Holzschnittnachbildung bringen. Der bisherige erste Tenor des Quartetts ist zum Militär einberufen, und nach langem Suchen hat man endlich einen jungen Pferdeknecht entdeckt, der eine ausgezeichnete, aber noch gänzlich rohe Stimme zu haben scheint. Aber gleich nach der ersten Probe zeigt es sich, daß der neue Tenor gräßlich falsch singt. Der erste Bass geräth fast in Verzweiflung, er gibt mit drohender Stimme den richtigen Ton an — Alles ver-

gebens. Der zweite Tenor sitzt da mit einer mißbilligenden, aber zugleich gefassten Miene, während der zweite Bass offenbar die Sache von der heiteren Seite nimmt.

## Seebären im Kampfe um ein geraubtes Weibchen.

(Mit Bild auf Seite 109.)

Die im Eismeere lebenden Seebären oder Pelzrobber kommen alljährlich mit Sommersanfang in Menge durch die Behringsstraße in den Stillen Ocean, um sich an dessen Küsten zu paaren. Ein Lieblingsammelplatz für sie sind die Pribyloff-Inseln St. Paul und St. Georg, auf denen sie alljährlich in ungeheuren Schaaen erscheinen, wobei

viele Tausende von erwachsenen Männchen um ihrer Pelze willen erschlagen werden. Zuerst erscheinen die Männchen und besetzen alle ebenen Stellen des felsigen Strandes und der darüber liegenden Flächen. Sobald dann ein Weibchen landet, fallen die alten Männchen oder Bullen darüber her, und der erste sucht ihm den Rückzug nach dem Wasser abzuschneiden. Hierauf nähert er sich ihm lieblosend, um es dann mit den Zähnen an der Rückenhaut zu packen, über die anderen hinwegzuheben und nach seinem eigenen Lagerplatze zu schleppen. Dabei ereignet es sich aber häufig, daß der glückliche Räuber von anderen Männchen angegriffen wird, die ihm seine Beute abjagen wollen. Es kommt dann, wie auf unserem Bilde S. 109, zu erbitterten Kämpfen, wobei der Gegenstand dieser Wettbewerbung oft schwer verwundet, wenn nicht gar zerrissen wird.



Der neue Tenor. Nach einem Gemälde von A. Zimmermann.

## Erschossen.

Erzählung von Eugen Schmitt.

1. (Nachdruck verboten.)

Am 18. Februar 1855 starb Kaiser Nikolaus I. von Rußland, und Alexander II. wurde sein Nachfolger. Selten hat sich in einem Lande ein so jäher Wechsel in Bezug auf den Charakter des Regenten vollzogen, wie an diesem Tage in Rußland. Während Nikolaus ein starrer Despot war, der sein gesamtes System durch den Krimkrieg zusammenstürzen sah und vor Gram und Kummer über diesen Fehlschlag starb, war Alexander einer der edelsten und lebenswürdigsten Regenten, die je auf dem russischen Thron gesessen haben.

War aber auch das System des Kaisers Nikolaus zusammengebrochen, so waren doch die

Folgen desselben nicht ohne Weiteres aufgehoben. In Sibirien und in den russischen Kerker schmacheten noch Tausende, auf welche selbst die Amnestie, welche Alexander II. erließ, nicht ohne Weiteres Anwendung finden konnte, und auch noch in anderer Beziehung litt Mancher unter den Nachwirkungen früherer Zeiten.

In Nerechta, im Gouvernement Kostroma, lag damals ein Bataillon Infanterie, trotzdem Nerechta ein Dorf war. Erst in der letzten Zeit hat Rußland Kasernen erbaut, während die Truppen früher untergebracht wurden, wo dies eben anging. Die Offiziere des Bataillons in Nerechta, wo auch der Regimentsstab lag, waren nicht besser und nicht schlechter, als die Offiziere der anderen Feldregimenter jener Zeit. Wer aber russische Gardeoffiziere kennen lernt, hat keine Ahnung davon, welcher Abstand zwischen

diesen und den Offizieren der Feldregimenter in damaliger Zeit bestand. Nicht nur hatte jeder Gardeoffizier zwei Grade mehr, wenn er auch dieselbe Charge bekleidete, wie der Feldoffizier — in der Garde fand man auch die Mitglieder der besten Familien, während in den Feldregimentern damals noch mehr als jetzt ungebildete, rohe, händel- und trunksüchtige Offiziere in Masse vorhanden waren, die sich kaum mit den Unteroffizieren der heutigen europäischen Heere in Bezug auf Kenntnisse und moralischen Charakter messen konnten.

Der Oberst, Peter Petrowitsch mit Vornamen, war ein lebenswürdiger Herr, der fünf oftmals gerade sein ließ und es wie alle anderen Obersten machte, d. h. in seine Tasche wirthschaftete. Die übrigen Offiziere entsprachen im Allgemeinen der oben gegebenen Schilderung.





Seebären im Kampfe um ein geraubtes Weibchen. (S. 108)



Nur einen wirklichen Galunken gab es unter ihnen, einen gewissen Maidanow, der den Dienst auf der untersten Stufe der militärischen Leiter angefangen und es bis zum Stabskapitän gebracht hatte. Während des Krieges im Kaukasus war er vom Unteroffizier zum Offizier befördert worden, und dann hatte er sich langsam hinaufgedient. Von den Kameraden wurde er meist gemieden, weil er ein boshafter Mensch war, dessen größtes Vergnügen darin bestand, andere Leute, insbesondere seine Untergebenen, zu schinden und zu mißhandeln.

Unter seinen Untergebenen befand sich ein Mann, dem ein besseres Geschick zu wünschen gewesen wäre, als Maidanow zu seinem direkten Vorgesetzten zu haben. Es war dies Fjodor v. Buttler, ein kurländischer Adliger, der bis vor zwei Jahren als Offizier in einem der Petersburger Garderegimenter gestanden hatte. Er hatte sich eines Tages im Kreise von Vertrauten eine tadelnde Aeußerung über Zustände im Heere und über einige Vorgesetzte erlaubt; diese Aeußerung war dem Kaiser hinterbracht worden, und Fjodor v. Buttler wurde ohne Weiteres zum Gemeinen degradirt und zu einem Feldregiment versetzt. Nerechtsa wurde seine Garnison, und hier begann für ihn ein entsetzliches Leben, das zu ertragen ihm um so schwerer fiel, als die rohen Soldaten ihn noch verhöhnten und ihm allerlei Streiche spielten, um ihm von ihrer Abneigung gegen seinen früheren Stand und seine Abkunft Beweise zu geben.

Diese erste schreckliche Zeit wurde zwar überwunden, denn Fjodor v. Buttler that seine Pflicht so gewissenhaft, daß er nach kurzer Zeit den gelben Streifen aus dem linken Ärmel seines schabigen Uniformrockes bekam, zum Zeichen, daß er eine höhere Charge (ungefähr die eines Gefreiten im deutschen Heere) bekleidete. Den wegen nicht ehrenrühriger Verbrechen degradirten Offizieren ist es in Rußland immer möglich, sich wieder hinaufzubringen, und man fand früher unter den alten Soldaten Leute mit eisgrauem Kopfe, welche zweimal vom Kapitän bis zum Gemeinen degradirt worden waren und sich immer wieder hinaufgedient hatten.

Das Loos Fjodor v. Buttler's besserte sich, als er dann sogar Unteroffizier wurde; immerhin aber war seine Lage noch schlecht genug, besonders da Maidanow ihm übel wollte und es anscheinend darauf abgesehen hatte, den ihm im Wege stehenden Buttler zu beseitigen. Und dies hatte folgenden Grund.

In der Nähe von Nerechtsa befand sich ein Herrensitz, auf welchem seit einem Jahre eine junge Wittve, Marja Saluschkin, lebte. Ihre Eltern hatten früher Nerechtsa besessen, aber sich in verhältnißmäßig ärmlicher Lage befunden, da das Gut nur klein war und kaum dreihundert Leibeigene hatte. Sie war die Frau eines der größten Eisenindustriellen Rußlands geworden, der aber schon nach fünf Jahren starb, wodurch ihr ein kolossales Vermögen zugefallen war. Sie war darauf nach Nerechtsa zurückgekehrt, wo sie nun mit ihrer alten Mutter in Zurückgezogenheit lebte.

Sie verbesserte das Gut, war gütig gegen ihre Leibeigenen, suchte deren Loos zu erleichtern, schenkte vielen von ihnen die Freiheit und wurde von dem gewöhnlichen Volke daher als der gute Engel der Gegend betrachtet. Die Anwesenheit ihrer Mutter gestattete ihr, Gesellschaft bei sich zu sehen, und in dieser spielten außer den Gutsbesitzern der Nachbarschaft natürlich auch die Offiziere von Nerechtsa eine Rolle.

Außer den Offizieren aber verkehrte noch Fjodor v. Buttler im Hause. Sein Geschick hatte das tiefste Mitleid der jungen Wittve erregt, und es kostete sie nur einige freundliche Worte, um den Obersten, der die guten Speisen und Weine in ihrem Hause sehr hoch schätzte, zu

veranlassen, Fjodor v. Buttler die Erlaubniß zu ertheilen, mit den Offizieren zusammen bei Frau Marja Saluschkin verkehren zu dürfen. Scharfblickende Beobachter wollten bemerkt haben, daß Marja für den ungefähr dreißigjährigen Fjodor etwas mehr empfand, als Mitleid.

Marja Saluschkin hatte in der That eine aufrichtige Neigung für Fjodor. Ihre erste Ehe war keine glückliche gewesen, und als Marja Wittve geworden war, hatte sie den Entschluß gefaßt, nie wieder zu heirathen. Jetzt war sie diesem Entschlusse untreu geworden, denn die Liebe war in ihr Herz eingezogen, und sie schwelgte in dem Glücke, wiedergeliebt zu werden. Nur Eines machte ihr Kummer, daß sie vorläufig nicht daran denken konnte, sich mit Fjodor v. Buttler zu verbinden. Doch hoffte sie, daß unter den neuen Verhältnissen in Rußland eines Tages die Begnadigung für Fjodor, zugleich mit seiner Wiederbeförderung zum Offizier, kommen würde. Es stand ihm dann frei, Marja zu seiner Gattin zu machen und den Abschied zu nehmen. Jedenfalls wurde der Eintritt dieses ersehnten Ereignisses beschleunigt, wenn sein Oberst sich für ihn verwendete.

Peter Petrowitsch war nach einem köstlichen Mahle, das er mit mehreren Kameraden und Gutsbesitzern der Nachbarschaft bei Marja Saluschkin eingenommen hatte, im Begriffe, sich zu entfernen, als ihn Marja auf einen Augenblick bei Seite rief und ihm mit verbindlichem Lächeln sagte: „Peter Petrowitsch, ich habe für Sie ein kleines Andenken aus Petersburg kommen lassen, das Sie vielleicht erst zu Hause öffnen. Meine anderen Gäste brauchen davon nichts zu wissen, damit sie sich nicht zurückgesetzt fühlen.“

Sie übergab dem Obersten ein viereckiges, verschnürtes Packet, das dieser einsteckte, um dann dankend der Hausfrau die Hand zu küssen. Als dann Peter Petrowitsch in seiner Junggesellenwohnung allein war, öffnete er das Päckchen und fand zehntausend Rubel in Kassenscheinen, dazu einen kleinen Zettel, auf dem nur die Worte standen: „Warum wird Fjodor v. Buttler nicht begnadigt?“

Der Oberst hatte gerade große Verluste im Spiel gehabt, und dieses „Petersburger Andenken“ war ihm daher sehr willkommen. Soviel aber war ihm klar, daß nach diesem Andenken noch andere kommen würden, wenn er es nur verstand, die Sache zu verzögern, und so erreichte Marja das Gegentheil von dem, was sie erhofft hatte. Da Peter Petrowitsch aber doch etwas thun mußte, nahm er Fjodor v. Buttler aus der Kompanie Maidanow's und machte ihn zu seinem Ordonnanzunteroffizier. Die Verhältnisse Fjodor's besserten sich dadurch außerordentlich.

Maidanow war wüthend darüber, daß Peter Petrowitsch ihm einen Streich gespielt und Fjodor seiner direkten Machtvollkommenheit entzogen hatte. Er war scharfsinnig genug, um dies richtig auf den Einfluß Marja's zurückzuführen, und da er selbst auf die reiche, junge Wittve spekulirte, so steigerte sich sein Neid und Haß gegen den Nebenbuhler so, daß er jetzt entschlossen war, denselben kurzer Hand aus dem Wege zu schaffen. Gelegenheit dazu würde sich schon finden.

Um Marja Saluschkin bei guter Laune zu erhalten, schickte der Oberst seinen Ordonnanzunteroffizier fast täglich in das Haus der Wittve, um dort Aufträge zu erledigen. Bald handelte es sich darum, Bücher nach dem Herrenhause zu tragen oder abzuholen, bald schickte der Oberst Jagdbeute, die er bei seinen Ausflügen in die Umgegend gemacht hatte, durch seinen Ordonnanzunteroffizier an Marja, und die Liebenden hatten oft Gelegenheit, mit einander allein zu sein.

Es war in den Nachmittagsstunden eines Wintertages, als Maidanow den Unteroffizier

mit einigen Büchern unter dem Arme den Weg nach dem Herrenhause nehmen sah. Eine fast sinnlose Wuth bemächtigte sich seiner, er trank hastig einige Gläser Brantwein und machte sich dann ebenfalls nach dem Herrenhause auf. Heute mußte der Schlag fallen.

Er stieß den Leibeigenen, der ihn anmelden wollte, zurück und trat, ohne anzuklopfen, in das Zimmer, in dem Marja und Fjodor am Klavier saßen und spielten. Als sich Beide erschreckt nach ihm umwandten, stieß er ein heiseres Gelächter aus und wendete sich dann an Fjodor mit den Worten: „Warum erweist Du Hund von einem Unteroffizier mir nicht das mir zukommende Honneur?“

Fjodor war aufgestanden. Bevor er antworten konnte, trat Maidanow an ihn heran und stieß ihn mit der Faust vor die Brust, so daß er zurücktaumelte.

Auch in jedem anderen Falle hätte Marja eine derartige Behandlung eines Gastes in ihrem Hause nicht dulden können. Sie wendete sich empört an Maidanow und sagte: „Was soll das heißen? Was bedeutet dieses Eindringen in meine Wohnung und diese rohe Behandlung eines Gastes?“

„Das bedeutet,“ sagte Maidanow, anscheinend sinnlos vor Wuth, „daß ich Deinen Geliebten unter die Knute bringen werde, erbärmliches Weib, Du Geliebte eines Unteroffiziers!“

„Befreien Sie mich von diesem betrunkenen Gesellen, Herr v. Buttler!“ schrie Marja auf das Höchste empört.

Ein neues, rohes Schimpfwort stieß Maidanow aus und erhob die Hand, als wolle er Marja schlagen. Im nächsten Augenblicke lag er am Boden, und als er aufzuspringen und seinen Säbel zu ziehen versuchte, packten ihn die Hände Fjodor's am Halse und würgten ihn, bis er bewußtlos niederfiel.

Das Schreien Marja's lockte die Dienerschaft herbei, welche Zeuge des Vorganges wurde, und nur mit Mühe gelang es den leibeigenen Dienern, den vor Wuth rasenden Fjodor daran zu verhindern, daß er Maidanow vollständig erwürgte.

## 2.

Ein Tarantak (russisches Gefährt) jagte in der Richtung auf Twer ununterbrochen und mit einer beängstigenden Schnelligkeit über den festgefrorenen, steinfarten Boden hin, den noch kein Schnee bedeckte. Der Jämschik (Kutscher), der vorn auf der Deichsel saß, feuerte die drei Pferde ununterbrochen durch Zurufe und durch lautes Singen an, und wollten diese Antreibungsmittel nicht helfen, dann begann er zu schimpfen und, wenn auch das nicht ganz nach Wunsch nützte, griff er zur Peitsche.

In dem Tarantak saß auf einem Strohsitz Marja und neben ihr eine Dienerin, eine Leibeigene, welche mit ihr zusammen aufgewachsen war. Das Ziel der Reise war Twer, die nächste Eisenbahnstation der Linie Moskau-Petersburg, die nach dem Willen des Zaren Nikolaus schnurgerade nach dem Lineal angelegt worden war, wobei man nicht die geringste Rücksicht auf die größeren Städte nahm, die in der Nähe lagen; Twer ist noch heute die einzige größere Stadt, welche diese Eisenbahnlinie unmittelbar berührt.

Marja Saluschkin wollte nach Petersburg und die Gnade des Zaren für Fjodor v. Buttler anrufen. Es war die einzige Möglichkeit, für den Unglücklichen etwas zu thun. Der Tod durch Erschießen war ihm sonst gewiß, denn noch herrschte im Heere das durch Kaiser Nikolaus eingeführte starre, blutige Gesetz, welches nicht den geringsten Widerspruch gegen den Vorgesetzten duldete, welches mit den schwersten Strafen die kleinsten Dienstvergehen ahndete.

Vor dem Winterpalais in Petersburg sammelten sich an einem Novembertage des Jahres



1855 Gruppen von Menschen, welche die Rückkehr des Zaren von der Parade erwarteten. Niemand dachte noch damals an Attentate, sicher bewegte sich der allbeliebte Zar inmitten des Volkes, und Jedermann konnte sich mit geringer Mühe Zutritt zu ihm verschaffen, und ein großer Theil der heute noch im russischen Volke für Alexander II. fortlebenden Verehrung beruht auf der Liebenswürdigkeit des Kaisers, der keinem seiner Unterthanen jemals Gehör verweigerte.

In der Eintrittshalle des Winterpalais, welches ebenso wie alle anderen Räumlichkeiten von Gold, Marmor und Gemälden strahlte, stand Marja Saluschkin, der es gelungen war, durch Bekanntschaften in Petersburg und durch den allmächtigen Rubel sich Zutritt bis hierher zu verschaffen. Sie zitterte vor dem Augenblicke, in dem sie die Gnade des Zaren anrufen wollte, und noch mehr vor seiner Entscheidung. Binnen einer halben Stunde wußte sie wahrscheinlich, ob sie noch hoffen durfte oder nicht.

Draußen hörte man lautes Rufen. Ein Wagen fuhr vor, dessen Pferde plötzlich parirt wurden. Man hörte das Klirren der Waffen, mit denen die Wachen präsentirten, die Flügeltüren wurden aufgerissen, und hinter den schweren Vorhängen derselben erschien die Gestalt des Kaisers, der rasch der Treppe zuschritt, die nach dem obersten Stockwerke führte.

Am Fuße der Treppe warf sich ihm eine schwarzgekleidete Dame zu Füßen.

„Majestät,“ sagte sie in deutscher Sprache, „Gnade für einen Unglücklichen!“

Der Kaiser betrachtete gerührt das schöne Weib, das so viel Verzweiflung, so viel Angst in seinem Gesichte zeigte. Daran, daß Marja Saluschkin ihn deutsch ansprach, erkannte der Zar, daß er es mit einer gebildeten und vornehmen Dame zu thun hatte. Am russischen Hofe wurde damals fast ausnahmslos deutsch oder französisch und sehr wenig russisch gesprochen.

Zar Alexander hob gütig Marja auf und sagte: „Beruhigen Sie sich, ich will hören, was Sie mir zu sagen haben. Aber hier können wir nicht bleiben; es ist eiskalt, und Sie werden sich erkälten.“

Er reichte Marja den Arm und führte sie rasch die Treppe hinauf, während die junge Wittwe halb bewußtlos neben ihm herschritt. Im Arbeitszimmer des Kaisers fand sie sich soweit wieder zurecht, daß sie die theilnehmende Frage des Zaren hörte, der sie aufforderte, ihm mitzutheilen, um was es sich handle. Sie wußte, sie stand vor der Entscheidung, und sie erzählte rückhaltlos Alles, was geschehen war. Sie sprach von ihrer Liebe zu Fedor v. Buttler in einer Weise, die den Monarchen zu rühren schien. Sie maß sich selbst alle Schuld bei, brach schließlich in Thränen und Schluchzen aus und wollte sich nochmals dem Kaiser zu Füßen werfen.

Zar Alexander aber hielt sie auf und geleitete sie zu einem Sessel. Dann ging er einige Male rasch in seinem Arbeitszimmer auf und ab und sagte endlich: „Marja Saluschkin, ich befinde mich selbst in einer unglücklichen Lage. Ich möchte Ihnen helfen, aber die Mannszucht im Heere muß aufrechterhalten werden, darum kann ich den Unglücklichen nicht begnadigen. Ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß sich Alles so verhält, wie Sie es mir gesagt haben. Ich kann wohl den erbärmlichen Menschen bestrafen, der Sie beleidigt und Ihren Geliebten gezwungen hat, sich an ihm zu vergreifen, aber ich kann einen Soldaten nicht ohne Weiteres straffrei ausgehen lassen, der sich so gegen die Disziplin verging. Die Strafe, die das eiserne Militärgesetz vorschreibt, ist hart, ist grausam vielleicht, aber ich darf sie nicht aufheben. Die Mannszucht würde aufhören, kein Vorgesetzter, wohl gar ich selbst nicht, wären mehr vor Beleidigungen geschützt.“

Alexander blieb vor Marja Saluschkin stehen, welche leise weinte. „Was würden Sie thun,“ sagte er, „wenn ich diesen Mann zur Arbeit in den Bergwerken in Sibirien begnadigte?“

„Ich würde ihm dorthin folgen.“

„Wissen Sie, daß dies der sichere Tod für Sie ist, der Tod unter qualvollen Umständen?“

„Ich weiß es, aber dieser Tod wird noch leichter sein, als der, den ich jetzt sterben muß.“

Der Kaiser wandte sich ab, und wieder schritt er im Zimmer auf und ab. Endlich fragte er: „Wie heißt der Oberst des Regiments?“

„Peter Petrowitsch Sudeikin,“ flüsterte Marja.

Der Zar trat an den Schreibtisch und schrieb auf ein Blatt Papier rasch einige Zeilen. Dann trat er vor Marja hin, und ein leichtes Lächeln lag auf seinem Antlitze.

„Fassen Sie sich!“ sagte er. „Die Disziplin muß zwar gewahrt werden, aber die Menschlichkeit soll doch zu ihrem Rechte kommen. Ich habe an den Obersten Folgendes geschrieben: Ich begnadige den Fedor v. Buttler wegen seines Vergehens vollständig. Aber dem Gesetze muß Genüge geschehen, wenigstens äußerlich, damit die Mannszucht im Heere nicht leide. Ich überlasse es Dir, Peter Petrowitsch, Mittel und Wege zu finden, beides miteinander zu vereinigen, und fordere Bericht von Dir über das, was geschehen ist. Der Stabskapitän Maidanow hat sofort zu seinem früheren Regiment im Kaukasus zurückzukehren, und zwar zu Fuß.“ — Nehmen Sie diesen Befehl mit sich, Marja Saluschkin; der Scharfsinn der Liebe und der Soldatenwitz meines alten Obersten wird schon diese schwierige Aufgabe zu lösen wissen. — Keine Danksgungen, Madame,“ wehrte er, als er bemerkte, daß Marja vor Freude laut aufjubeln wollte, „keine Danksgung! Die Disziplin muß übrigens gewahrt werden um jeden Preis!“

Er geleitete Marja bis zur Thür und rief den Adjutanten, dem er aufgab, den Befehl zu unterriegeln. Eine halbe Stunde später verließ Marja das Winterpalais mit dem Befehl des Zaren und einer Anweisung, die ihr der Adjutant ausgestellt hatte, damit sie von Twer bis Nerechna Kurierpferde erhielt.

### 3.

Oberst Peter Petrowitsch Sudeikin war kein Freund von vielem Nachdenken, und so überstieg denn das Anfinnen, das der Zar an ihn gestellt hatte, fast seine Kräfte. Das Kriegsgericht hatte einstimmig den Unteroffizier Fedor v. Buttler zur Degradation und zum Tode durch Erschießen verurtheilt, und nun hatte der Zar den Verurtheilten begnadigt, aber die militärische Disziplin sollte gewahrt werden!

Was thun? Es war rein zum Rärrischwerden. Der Oberst hatte eine lange Unterredung mit Marja.

Die Erschießung des Verurtheilten wurde zuvörderst um zwei Tage aufgeschoben, und der Oberst war der jungen Wittwe behilflich, zwei rechtmäßige Auslandspässe zu erlangen, von denen der eine auf ihren Namen, der andere auf den ihres Verwalters Fedor v. Budinski lautete. Marja theilte ihrer Mutter mit, daß sie eine größere Reise antreten müsse, von der sie vielleicht erst nach Monaten zurückkehren würde. Die alte Frau war damit einverstanden; sie war in ihrem Leben noch nicht von ihrem Gute, höchstens einige Male nach Moskau gekommen, und war schon etwas stumpfsinnig; der patriarchalischen Verwaltung den Gutes indeß vermochte sie noch immer vorzustehen.

Die zwei Tage, welche der Unteroffizier Buttler noch zu leben hatte, waren verstrichen. Mit Sonnenaufgang rückte die gesammte Besatzung von Nerechna auf den weiten Platz, auf dem sonst die kriegerischen Uebungen stattfanden,

und der heute der Schauplatz einer Hinrichtung werden sollte. Die Truppen wurden so aufgestellt, daß sie drei Seiten eines Vierecks bildeten. Auf der vierten, offenen Seite sah man einen Sarg geöffnet stehen, der Deckel lag daneben, und in einiger Entfernung stand ein Wagen, mit zwei Pferden bespannt.

Die Truppen waren versammelt, alle Offiziere, auch der Oberst, zur Stelle. Die Bevölkerung des Dorfes wurde zu der militärischen Exekution nicht zugelassen.

Endlich nahte sich der Zug mit dem Verurtheilten. Der Oberst wendete sich in einer längeren Rede an die Truppen, in der er auf die traurigen Folgen der Insubordination aufmerksam machte, und darauf den Verurtheilten fragte, ob er noch einen Wunsch habe; dieser sollte ihm gewährt werden.

Fedor v. Buttler bat darum, daß seine Leiche seinen Verwandten ausgeliefert würde. Der Oberst sagte dies zu. Darauf wurde der Verurtheilte neben den Sarg gestellt, und zwölf alte Unteroffiziere traten in zwei Gliedern ihm gegenüber an. Patronen wurden an sie vertheilt, und der Oberst verwendete außerordentliche Sorgfalt auf die Befestigung derselben.

Dann erfolgte der Befehl zum Laden. Die Soldaten bissen die Patronen ab, ließen das Pulver in den Lauf gleiten, zogen dann die Ladestücke heraus und luden nach Vorschrift.

Die mächtigen Kupferhütchen wurden auf die Pistolen gesetzt, die Hähne gespannt, dann kam das Kommando: „Legt an!“ und „Feuer!“ Die zwölf Schüsse krachten, und wie vom Blitz getroffen brach Buttler zusammen.

Ehe der Rauch sich verzogen hatte, eilte der Feldscheer an den Erschossenen heran und erklärte, derselbe rühre kein Glied mehr. Sofort wurde durch zwei Unteroffiziere die Leiche in den Sarg gelegt, und der Deckel darübergefüllt; der Wagen fuhr heran, der Sarg wurde hinaufgehoben — der Gerechtigkeit war Genüge geschehen, und die Truppen rückten wieder in die Garnison ein. —

Am Nachmittage fand sich der Oberst mit den Stabsoffizieren und dem Feldscheer im Gutshause ein, und die Herren wurden hier von der Mutter Marja's feierlich empfangen. Marja war nicht zu sehen, erst nach einiger Zeit öffnete sich eine Thür nach dem großen Saal, der sonst zum Speisen diente, und hier erblickte man einen altarähnlichen Aufbau, vor dem der Poje von Nerechna stand. In Gegenwart der Offiziere, die als Zeugen dienten, wurden ehelich verbunden die Wittwe Marja Saluschkin mit ihrem Verwalter Fedor v. Budinski, und abergläubische Leute hätten einen großen Schreck bekommen können, denn dieser Fedor sah dem Fedor v. Buttler täuschend ähnlich.

Der Trauung folgte ein reiches Mahl, und gegen Ende desselben verabschiedete sich Frau v. Budinska mit ihrem Gatten von den Offizieren recht herzlich. Sie bestiegen den Taranas, der vor der Thüre ihrer harrete, um die Reise nach der deutschen Grenze anzutreten, die sie ohne Fährlichkeit zurücklegen konnten, da ihre Papiere sich in bester Ordnung befanden. Die Offiziere blieben noch bis spät in die Nacht hinein zusammen.

Auch den alten Unteroffizieren, die das Exekutionspeleton gebildet hatten, war ein Fest veranstaltet worden, bei dem es nicht nur Speise und Trank in reichlichem Maße, sondern auch Geschenke in Rubeln gab. Einer dieser alten Unteroffiziere erzählte Abends in der Trunkenheit, man hätte heute früh nicht scharf, sondern mit Plazpatronen nach dem Verurtheilten geschossen, und dieser sei noch am Leben; er wurde aber dafür am nächsten Tage zu fünf- undzwanzig Hieben verurtheilt und hütete sich fortan, wieder eine ähnliche Aeußerung zu thun.



